

Gemeinnütziges Volksblatt.

März 1800.

I. Geseze für den Bauernstand.

Wer zum Bauernstande gehört, darf ohne Erlaubniß der Obrigkeit, weder selbst ein Handwerk treiben, noch seine Kinder dazu widmen.

Jeder Landmann ist schuldig, seine Grundstücke zu bearbeiten, und kann bey beharrlicher Vernachlässigung zum Verkauf derselben genöthigt werden.

Alle Glieder der Dorfgemeine sind zur Benützung der Gemeingründe berechtigt, und nehmen an dem gemeinschaftlichen Nutzen in eben dem Maße Theil, nach welchem sie die gemeinen Lasten tragen. Auf Gemeinweiden kann jeder so viel Vieh treiben, als er zu seiner Wirthschaft nöthig hat, oder Verträge und Gewohnheiten bestimmen.

Zu den gemeinen Arbeiten und Pflichten muß jedes Mitglied Dienste und Verträge leisten. Dahin gehört: die Ausbesserung der Wege und Brücken; die Räummung der Gräben; die Einhegung der Nachkoppeln und Viehtristen; der Bau und die Vesserung der gemeinschaftlichen Dorfgebäude; die Versorgung der Hirten und Nachtwächter; die Anhaltung und Bewachung der Verbrecher; der

Trans.

Transport der Landstreicher; die Deserteurmachen; das Herbeyscholen und Zurückführen des Gerichtshalters; die Unterhaltung der Dorssprizen; das Feuerlöschen im Dorfe und den dazu gehörigen Waldungen, auch in den benachbarten Dörfern auf zwey Meilen weit.

Der Schulze ist der Vorsteher der Gemeinde, muß Lesens und Schreibens kundig und von untadelhaften Sitten seyn. Er beruft die Gemeinde zu nöthigen Berathschlagungen zusammen, und faßt den Schluß nach Mehrheit der Stimmen ab. Er macht die obrigkeitlichen Verordnungen bekannt, und sorgt für deren Befolgung. Bey öffentlichen Arbeiten und Diensten und Vertheilung der Einquartierungen führt er die Aufsicht. Er sorgt dafür, daß die Grenzen der Feldmark nicht verrückt werden. Er muß über die Befolgung der Dorf- und Landespolizeyordnungen wachen.

Besonders muß er bey ausbrechenden Seuchen dem Landrath davon Anzeige thun; Müßiggänger, Bettler, Landstreicher in Verhaft nehmen und an die Behörde abgeliefern; bey Schlägereyen sich ins Mittel legen; bey anzustellenden Visitationen den nöthigen Beystand leisten; dafür haften, daß fremdes Gesinde und andere Leute im Dorfe ohne Kundschaft nicht aufgenommen werden; Feld- und Gartendiebstähle und andere zu seiner Wissenschaft gelangende Vergehungen der Obrigkeit anzeigen; Nachtwächter und Hirten zu ihrer Schuldigkeit anhalten; die Einwohner, welche ihre Wirthschaft und Gebäude vernachlässigen, der Obrigkeit anzeigen; für die Brauchbarkeit der Feuerlöschungsanstalten, und daß jeder Wirth seine Schornsteine im gehörigen Stande halte, sorgen; auch muß er alle ver-

verworfene Kinder und Blödsinnige dem Gerichtshalter zur Vormundung anzeigen.

Dem Schulzen müssen zwei Schöppen oder Gerichtsmänner beigeordnet werden, die ihm in seinen Amtsverrichtungen beistehen, und in seiner Abwesenheit seine Stelle vertreten, auch wenn er seine Amtspflichten nicht beobachtet, es der Obrigkeit anzeigen.

Die Rechte und Pflichten zwischen den Herrschaften und Gutsunterthanen sind nach Verschiedenheit der Provinzen, durch die Kauf- und Annahmefrieße, in den Dienstregistern und durch die Provinzial-Landgesetze bestimmt.

II. Von der Schädlichkeit der Saatbehütung mit den Schafen.

Fast an den meisten Orten ist es zur Gewohnheit geworden, die Wintersaaten im Winter mit den Schafen behüten zu lassen, obgleich bey Bestellung und Besamung der Felder ganz andere Absichten zum Grunde liegen. Man glaubt dadurch den Wohlstand der Schäferreyen vorzüglich zu befördern, weil die jungen Saaten natürlicher Weise ein sehr nahrhaftes Futter sind. Die Vernunft wird einem jeden, der nur der Sache näher nachdenken will, den Schaden, der dem Getreidebau dadurch widerfährt, einleuchtend darstellen. Man sucht ihn mit allerhand unstatthaften Scheingründen zu decken, und macht sich dadurch selbst ein Blendwerk vor.

Sette und fruchtbare Feldfluren und eine sehr zuträglichke Herbstwitterung haben sonder Zweifel zu der Gewohnheit, die Saaten mit den Schafen

zu behüten, den ersten Anlaß gegeben. Da die Saaten hier einen starken Wuchs bekamen, so hielt man diese Behütung eher für nützlich, als schädlich, weil die Erfahrung lehret, daß die vielen Blätter, welche die Saat im Herbst treibt, nicht nur zur Beförderung der Frucht nichts beitragen, sondern vielmehr die Kräfte des Ackers, welche billig zur Hervorbringung der Aehren und Setzung der Körner verwendet werden sollten, durch diesen frühzeitigen übermäßigen Trieb unnötiger Weise verschwendet werden. Gewiß ist es auch, daß alles Getreide, welches vorzüglich ins Stroh gehet, weniger Körner giebt. Bey dieser anscheinenden Unschädlichkeit der Saatbehütung hat man sich verleiten lassen, diese Gewohnheit nicht allein auf fruchtbaren Feldern, und bey starken Saaten beizubehalten, sondern sie auch in Ansehung der auf magern Aedern kaum zum Vorschein gekommenen Getreidesprossen in Ausübung zu bringen.

Daß die Gründe, wodurch die Saatbehütung allenfalls auf fetten und fruchtbaren Aedern gerechtfertigt werden kann, auf magere Sandäcker nicht angewandt werden können, ist von selbst einleuchtend. Wenn also die Saatbehütung durchgehends ohne Unterschied der Acker und Beschaffenheit der Saaten gestattet wird, so gehört dies offenbar zu den Mißbräuchen, wodurch öfters die unschädlichsten Sachen nachtheilig gemacht werden. Wenn also das Saatbehüten auf fetten Feldfluren auch ganz unverwerflich wäre, so ist es doch auf schwachen Feldern nicht zu billigen.

Es giebt bey uns im Durchschnitt mehr magere oder doch mittelmäßige Acker, als man fette Felder findet, worin die Saaten sich zu überwachsen Gefahr laufen. Bey Festsetzung allgemeiner Regeln
kann

kann nur das, was am öftersten wahrgenommen wird, zur Richtschnur angenommen werden; es kann also auch die Saatbehütung nicht allenthalben als unschädlich angenommen werden; vielmehr bleibt sie im Ganzen genommen offenbar nachtheilig, und die Fälle, wo man sie für unschädlich ansehen kann, gehören bloß unter die Ausnahmen.

Nicht allein im Getreidebau kann durch das Saatbehüten mancherley Schade angerichtet werden, sondern auch die Schafe selbst leiden, bey Unterlassung der nöthigen Vorsichten, öfters dabey sehr, und die Schäferereyen werden wohl gar in Gefahr gesetzt.

Wenn auch das Saatbehüten den Schafen weit vortheilhafter wäre, als es wirklich ist, so würden doch diese Vorthelle dem Schaden, den der Ackerbau darunter leidet, nicht das Gleichgewicht halten. Wenn ein Gutsheer bey einer Winterausfaat von zwanzig Winzeln durch das Saatbehüten nur ein halb Korn im Einschnitt verlore, würden wohl die Vorthelle, die der Schäfererey dadurch zugewachsen wären, diesen Schaden ersetzen? Ueberdem ist ja das Saatbehüten für die Schafe nicht notwendig, welches die Jahre, wo die Felder den ganzen Winter hindurch mit Schnee bedeckt sind, unwidersprechlich darthun.

Diejenigen, welche das Saathüten vertheidigen, behaupten zuerst, daß die Schafe nur die an den Pflanzen befindlichen Blätter abfressen, die ohnedem den Winter über verfaulen oder verfrören, und ein unnützer und überschüssiger Trieb an den Saaten wären. Wer das letztere behauptet, dem muß man die ersten und nöthwendigsten Begriffe in der Naturlehre absprechen. Vermittelt der Blätter der Pflanzen werden die in der Luft befindlichen

Nahrungstheilschen, indem sie sich zur Erde nieder-senken, aufgefangen, und den Pflanzen zu ihrem Wachsthum mitgetheilt. Man sieht ja, daß die Saat im Winter, wenn der Erdboden fest gefroren ist, unter dem Schnee sich begrünt und wächst. Dies kann nur dadurch geschehen, daß die Blätter die in dem Schnee befindlichen Nahrungssäfte den Pflanzen zuführen. Durch das Abfressen der Blätter werden also die zarten Getreidepflanzen eines Mittels, der besten Nahrungssäfte theilhaftig zu werden, beraubt und im Wachsthum gestört. Ferner ist es ein sehr falscher Satz, daß die Schafe an der Saat nichts weiter als die Blätter abfressen. Jedes Thier hat einen natürlichen Trieb, unter dem Futter immer das Beste zu wählen. Unstreitig sind die Herzen der Saat die nahrhafteste und süßeste Speise für die Schafe; natürlich also ist es, daß sie diese Herzen vorzüglich abfressen. Dadurch werden nun die Pflanzen in ihrem Haupttheil zerstört, daß viele, die bis auf die Wurzel abgebissen sind, gänzlich vergehen, und andere, die zwar von neuem austreiben, doch nicht zur gehörigen Vollkommenheit gelangen und solche Frucht bringen können, als unbeschädigte Pflanzen.

Sind die Blätter bey Behütung der Saat schon verfault und verfroren, so kann man sich unmöglich vorstellen, daß die Schafe diese schlechten Blätter fressen und die grünen Herzen unberührt lassen werden. Es wäre auch für die Schäferreyen höchst gefährlich, indem sie sich an diesem Unrath ungesund und säulisch fressen würden. Nichts ist also natürlicher, als daß die Schafe, wenn sie keine frischen Blätter mehr finden, auf die Herzen los-fallen. Da immer eins dem andern folgt, so nimm das zweyte das vollends weg, was das erste übrig

gelassen hat, und das dritte bringt, um nicht hungrig wegzugehen, bis auf die Wurzel hindurch. Also bleibt die Behütung der Saaten immer gefährlich und schädlich. Man nehme seine Saatfelder vor und nach dem Hüten in aufmerksamen Augenschein, und untersuche die durch die Behütung vorgegangene Veränderung genau, und vergleiche alsdann den gefundenen verschiedenen Zustand mit einander, so wird man den Schaden augenscheinlich sehen. Man bekümmert sich aber um seine Saaten nicht weiter, als daß man sie obenhin ansieht. Schlagen sie in der Folge nicht ein, so sucht man hundert Ursachen hervor, ohne an das Schafshüten, als die erste, zu denken.

Die Vertheidiger der Saatbehütung sagen weiter, daß geile und früh gesäete Saaten in fettem Boden sich öfters bey lange anhaltendem guten Wetter so überwachsen, daß entweder lauter Lagerkorn daraus wird, oder sie doch in der Erndte mehr Stroh als Korn brächten; hier wäre also die Behütung nicht bloß nützlich, sondern nochwendig, wobey man sich auf das Weizenschreppen beruft. Man giebt gern zu, daß bey solchen geilen Saaten der durch das Behüten der Schafe entstehende Schade weniger merklich sey, indem solche Aecker Kräfte haben, die beschädigten Herzen der Pflanzen wieder auszuheilen. Wenn aber auch bey dieser Art von Saaten die Behütung entschuldigt werden könnte, so bleibe es doch immer in den magern Aeckern eine höchst verderbliche Sache, zumal wenn sie einige Wochen hinter einander behütet werden können. Der magere Acker hat seine wenigen Nahrungssäfte schon an den ersten Trieb der Pflanzen verwandt, und besitzt zum neuen Triebe und Ausheilung der beschädigten Saat keine Kräfte.

Alle, auch starke und geile Saaten, leiden durch das Behüten großen Schaden, nicht nur aus den vorhin angeführten, sondern auch aus folgenden Gründen. Der Vorzug der starken Saaten besteht in der Bestäubungskraft der Pflanzen. Wenn eine Pflanze im mageren Erdreich höchstens zwey Halme treibt, so sieht man an den in fetten Aekern erzeugten Pflanzen sechs, acht und mehr Schößlinge, welches lauter fruchttragende Halme werden. Kann aber eine Pflanze, deren erster Trieb durch das Abfressen gänzlich zerstört worden, wohl bey dem zweyten Triebe, den sie gleichsam wider die Natur thun muß, eben so viel Kräfte beweisen, als bey dem ersten? Sie wird kaum die Hälfte der Halmen hervortreiben, und noch dazu sehr schwach, weil alles aus dem zweyten Triebe erwachsene Getreide kurz und kleinhalmig ist. Hierzu kommt noch ein anderer Grund. Man war in vorigen Zeiten für das übermäßig dicke Säen eingenommen, und da konnte es sich zutragen, daß das Erdreich bey fruchtbaren Herbstten dergestalt mit Pflanzen überhäuft wurde, daß man auf Mäßigungsmittel des allzugeilen Wuchses bedacht seyn mußte, und da konnte das Behüten der Saaten mit den Schafen gewissermaßen nützlich und nöthig seyn. Allein da jetzt dünner gesäet wird, und unsere heutigen Wirthe die Aussaat dergestalt mäßigern, daß dieser Ueberfluß an Pflanzen nicht mehr zu befürchten steht; so folgt natürlich daraus, daß der Gebrauch des Saatbehütens unter keinerley Umständen rathsam und auch auf fetten Aekern verwerflich sey.

Daß die grünen Saaten ein nahrhaftes Futter für die Schafe geben, ist nicht zu leugnen; allein da die Saatbehütung nicht bloß willkürlich, sondern

bern unter einer gewissen vernünftigen Ordnung geschehen muß; so wird es nur ein seltener Fall seyn, wo die Schafe einen wesentlichen Nutzen davon haben werden. Ein jeder wird zugedenken, daß die Saaten im Herbst, so lange sie wachsen und wenn sie nach dem Winter wieder zu wachsen anfangen, nicht behütet werden müssen. Ferner wird man eingestehen, daß das Saathüten nur zu solchen Stunden zu verstaten sey, in welchen die Oberfläche des Saatsfeldes durch den Frost so erhärtet ist, daß das Schaf mit seinen Klauen nicht eintreten kann. Endlich wird man zugedenken, daß das Feld vom Schnee und Eise völlig befreiet seyn müsse, damit die Schafe, die sich die Saat durch das Krahen mit den Füßen hervorscharren, nicht die Pflanzen gar ausreißen. Bis Weihnachten wächst die Saat fort, und im Anfange des März fängt sie gewöhnlich wieder an zu wachsen; folglich kann das Behüten nur im Januar und Februar statt finden. Nach der seit vielen Jahren gewöhnlichen Witterung sind die Felder in diesen beyden Monaten entweder gänzlich oder doch von Zeit zu Zeit mit Schnee bedeckt. Wenn aber auch ein anhaltendes offenes Frostwetter ist, so wirkt doch die Sonne von der Mitte des Januars an auf die entblößten Saatsfelder dergestalt, daß die Erde schon in den Frühstunden weich und schmierig wird, folglich die Schafe nach einer kurzen Frist anderswo ihre Nahrung suchen müssen. Haben sie nun ein paar Tage die süße frische Saat gekostet, so will ihnen nachher das trockene Futter nicht schmecken, sie verquassen es und hungern ab. Bisweilen können zwar die Schäfer die Saaten viele Tage hinter einander betreiben, und dann befinden sich die Schafe freylich sehr wohl dabey, besonders wenn es

in die Lammzeit trifft. Allein dies ist der unglückliche Fall, wo die Saaten in Gefahr eines gänzlichen Verderbens kommen. Die Schafe zermalmen mit ihren scharfen Klauen den gefrorenen Boden, und das Land wird zuletzt so mürbe und staubicht, daß die Pflanzen keine Haltung mehr behalten und sehr viele umfallen und umkommen.

Bei allen Vortheilen, die man sich von der Saatbehütung verspricht, läuft man doch durch die Stetigkeit und Unvorsichtigkeit der Schäfer Gefahr, öfters einen großen Theil seiner Heerde einzubüßen, so daß, was auf der einen Seite höchst nützlich zu seyn scheint, auf der andern zu großem Verderben gereichen kann. Bei offenem Frostwetter und strenger Kälte nimmt man wahr, daß die Saaten des Morgens entweder mit Raufreis oder mit Glatreise überzogen sind. Vernunft und Erfahrung lehrt, daß diese gefrorene Dünste den Schafen höchst schädlich sind; sie werden säulisch, oder bekommen durch die Verkältung eine Art von Kolik, an welcher nicht selten ein großer Theil derselben zu Grunde gehet. Besonders ist dies den tragenden Mutter-schafen schädlich, die gemeiniglich zu verlammen pflegen.

Dies sind die herrlichen Vortheile, die man von der Saatbehütung für die Schafe zu erwarten hat. Dies sollte billig einen jeden, der noch an dieser alten Gewohnheit klebt, aufmerksam machen. Wegen eines bloßen Scheinnutzens, beides, die Verheerung seiner Saaten und den Verlust der Schafe zu wagen, ist um so unverantwortlicher, da durch einen Zusatz von etwas mehr Heu die Gefahr leicht vermieden, und die Schäferrey in allen Jahren in gleichem Futter gehalten werden kann.

Be-

Besonders geschieht hierunter ein großer Mißbrauch von fremden Aufhütungsberechtigten und deren Schäfern. Die, welche fremde Saaten zu behüten haben, hören gemeiniglich damit nicht auf, so lange nur noch ein Spürchen von Saat vorhanden ist. Die Saatbehütung der Aufhütungsberechtigten ist nun freylich gänzlich abzuschaffen nicht leicht möglich, weil sie ihnen entweder durch klare Briefe und Siegel verschrieben worden ist, oder auf einer rechtlichen Verjährung beruhet. Sie muß aber doch auf eine vernünftige Art dergestalt eingeschränkt werden, daß dem Getreidebau dabey so wenig Schaden, als nur möglich, widerfahren möge. Es müssen daher folgende Regeln bey aller Saatbehütung beobachtet werden.

1) Keine Behütung der Winterfaat mit den Schafen kann vor Weihnachten statt finden, weil bis dahin die Saaten gemeiniglich zu wachsen pflegen.

2) Nach Mariä Reinigung, oder dem zweyten Februar, muß die Erlaubniß, die Saaten mit den Schafen zu behüten, gänzlich wieder aufhören, weil sie alsdann, wenn das Erdreich, das des Nachts friert, bey Tage wieder aufzuthauen pflegt, schon wieder frische Säfte bekommen und aufs neue anfangen zu wachsen, die Saat aber, wenn sie im Wachsthum steht, nicht ohne den größten Schaden verlegt werden darf.

3) Muß das Saatbehüten nur des Morgens in den Frühstunden geschehen, und die Schafe können bey hellem Wetter und Sonnenschein nicht länger als höchstens zwey Stunden nach Sonnenaufgang auf den Saaten geduldet werden, weil die Sonne, die des Morgens gegen zehn Uhr schon ihre Wirkung zu äußern pflegt, das Erdreich erweicht,

weicht, so daß die Schafe die Saat eintreten und dadurch die Wurzeln verletzen.

4) Auch ist nur bloß alsdann, wenn das Saathfeld von Schnee und Eis völlig frey ist, den Schafen die Behütung der Saat zu vorhin bemerkten Zeiten erlaubt. Die Schäfer warten es selten ab, bis das Saathfeld vom Schnee völlig befreyet ist, sondern sobald sie nur einige bloße Flecke bemerken, sind sie gleich mit den Schafen da. Diese kraphen und scharren nun vorzüglich die Saat unter dem Schnee heraus, wodurch ein großer Theil der Saathpflanzen verletzt, und in ihrem Fortwuchse gehindert werden muß.

5) Endlich muß auch die Saat von den Schafen zu einer solchen Zeit geschont werden, wenn sie mit Blatteis und Raureif überzogen ist, weil nicht nur der Genuß dieser gefrorenen Dünste den Schafen selbst höchst schädlich ist, sondern auch, wenn die Sonne sie aufgethawet hat, die Saat durch das Zertreten der Schafe großen Schaden leidet.

III. Von der Nutzbarkeit des Esels und des Maulesels.

So wenig man mit Gewißheit sagen kann, woher es kommt, daß der Esel bey uns ein so sehr verachtetes Thier ist, so gewiß ist es, daß er diese Verachtung nicht verdienet, und daß er für den Menschen ein ungemein nütliches Thier ist. Er kann sowohl für einen sehr geringen Preis gekauft, als mit sehr wenigen Kosten gehalten werden, und ist daher ein sehr nütliches Thier für diejenigen, denen die Arbeit eines solchen Thieres nöthig ist, und die weder Geld haben, ein Pferd zu kaufen, noch Futter,

ter, es zu erhalten. Er kann nicht nur große Arbeit verrichten, sondern auch alle Arten von Ungemächlichkeiten auf eine erstaunliche Art ertragen. Hitze und Kälte, Hunger und Durst erträgt er besser, als irgend ein anderes Thier. Er ist sehr wenigen Krankheiten unterworfen, lebt länger als das Pferd, und behält seine Stärke und Kräfte zur Verrichtung seiner Arbeit bis zu einem sehr großen Alter.

Die Unterhaltung des Esels kostet sehr wenig. Er erfordert keine Sorgfalt, keine Pflege, keine besondere Wartung, noch Reinigung. Im Sommer jagt man ihn unter das andere Vieh mit auf die Weide; er frisst Dornen und Disteln, und bleibt auch bey einer mageren Hütung in gutem Stande. Ihn schmecken die härtesten und unangenehmsten Pflanzen, welche die Pferde und das Rindvieh verschmähen und stehen lassen. Im Winter muß er sich auf dem Hofe und vor den Scheunen die verstreuten Halme aussuchen und davon ernähren. Höchstens wirft man ihm im Stalle etwas krumm Stroh und schlechtes Heu vor, und ein wenig Spreu oder Raff ist für ihn ein kostbares Gericht. Im Trinken ist er zärtlicher als anderes Vieh, weil er nur reines klares Wasser mit Vergnügen trinkt. Weil man sich nicht die Mühe nimmt ihn zu striegeln, so ersetzt er diese Vernachlässigung dadurch, daß er sich oft auf dem Rasen herumwälzt und sich des rauhen Bodens als einer natürlichen Striegel bedienet.

Der Esel besitzt eben so viel Demuth, Geduld und Gelassenheit, als das Pferd Stolz, Feuer und Ungestüm äußert. Züchtigungen und Schläge duldet er mit Standhaftigkeit. Seine Fehler sind Trägheit, Hartnäckigkeit und der Schade, den er
an

an Bäumen anrichtet. Seine Trägheit ist freylich groß und kann nicht verbessert werden, da sie ihm natürlich ist; indessen ist sie eben das, was ihn tüchtig macht, lange in der Arbeit auszuhalten und langwierige Beschwerden zu ertragen. Er ist hartnäckig und halstarrig, und kein Thier ist auf eine so lächerliche Art toll, als der Esel, wenn er über seine Geduld gereizt wird. Etwas davon liegt in seiner Natur, aber hauptsächlich ist die Art, wie man gewöhnlich mit diesem Thiere umzugehen pflegt, Schuld an seiner Halstarrigkeit. Man trage für den Esel nur eine mäßige Sorge, und gehe mit ihm so um, wie man mit der schlechtesten Art von Pferden umgeht, so wird er, wenn gleich nicht völlig so willig als das Pferd, doch genug von seinen natürlichen Fehlern verlieren, daß er nützlich gemacht werden kann. Daß er die Bäume befrucht und abschält, ist ihm nicht allein eigen; man wird aber mit leichter Mühe solchen Schaden verhüten können.

Man verspürt bey dem Esel in der Arbeit größere Stärke, als seine äußere Gestalt und Größe verspricht. Kein Thier ist geschickter, große Lasten zu tragen, als der Esel, und seinem Bau nach schickt er sich auch besser zum Tragen als zum Ziehen; man bedient sich daher an einigen Orten in den großen Mühlen desselben zum Sacktragen. Im leichten Lande kann der Esel die Stelle des Pferdes auch bey dem Pflügen ersetzen, und zwey gut gepflegte Esel werden gewiß so viel als zwey schlechte Pferde verrichten, ohngeachtet ihr Unterhalt nicht halb so kostbar seyn kann. Es würden sich also bey uns die Landleute, die nur wenig Acker besitzen, der Esel mit großem Vortheil bedienen können. Auch in großen Landwirthschaften können sie zu allerley kleinen Nebenarbeiten mit Vortheil gebraucht werden.

werden. Hat man Gartengewächse, Milch, Butter, Käse und dergleichen zu verlosen, und solche nach der nächst belegenen Stadt zu schicken, und sind der zu verkaufenden Sachen so viel, daß sie nicht wohl durch Menschen fortgebracht werden können; so wird man wegen der dazu nöthigen Fuhrer öfters in Verlegenheit gesetzt, weil man nicht gern ein zu den Hauptgeschäften bestimmtes Gespann dadurch versäumen will. In diesem Falle können diese in ihrer Erhaltung so wohlfeilen Thiere einen wirklichen Nutzen stiften. Ein paar auf beyden Seiten mit verhältnißmäßigen Körben bepactete Esel werden schon einen ziemlichen Vorrath von Victualien fortzubringen im Stande seyn. Auch zu allerhand kleinen in der Nähe zu verrichtenden wirthschaftlichen Fuhrn, welche nicht Eile haben, und wo die Last nach Bequemlichkeit eingerichtet werden kann, sind sie mit Nutzen zu gebrauchen. Nahe Holz- und Sandsuhrn, und besonders das Herbeholen des zur Fütterung erforderlichen Klees und Grases kann ganz bequem damit verrichtet werden.

Eine Eselin hat auch in Ansehung ihrer Milch einen besondern Werth. Diese Milch ist magerer als die Kuhmilch, und sie wird von den Aerzten in manchen Krankheiten verordnet. Aus der Haut des Esels macht man Pergament und Chagrin.

Mit dem Schlusse des zweyten Jahres fängt sich bey dem Esel das Vermögen an, sich zu vermehren. Das Weibchen giebt noch frühere Merkmale davon, als das Männchen, und ist nicht minder geil als dieses, deswegen aber auch sehr unfruchtbar. Wenn man nicht sorgfältig darauf bedacht ist, einer Eselin gleich das angenehme Gefühl zu benehmen, und sie durch Prügel in der entzückten Bewegung ihrer Begierde zu unterbrechen; so wird sie allemal un-

mittel-

mittelbar nach der Begattung den vom Bescheller empfangenen Samen wieder von sich geben und nur selten trächtig bleiben. Im April, May, auch Anfang des Junius fällt die Zeit ihrer Brunst ein; sobald sie aber trächtig wird, verliert sich die Begierde. Im zehnten Monate bekömmt sie Milch und im zwölften pflegt sie zu fohlen. Sieben Tage nach der Geburt geräth sie schon von neuem in Hitze, und ist im Stande, den Esel wieder zuzulassen, folglich gleichsam beständig zu tragen und Junge zu ernähren. Nach fünf bis sechs Monaten muß man den jungen Esel absetzen. Der Hengstesel muß von den größten und stärksten seiner Gattung gewählt werden. Er muß nicht unter und nicht über zehn Jahre alt seyn, von hohen Schenkeln, mit einem erhabenen Kopfe, lebhaften Augen, etwas langem Halse, einer breiten Brust, hohen Schultern, einem völligen Rücken, kurzem Schwanze und einem glänzenden weich anzufühlenden Haar begabt seyn. Je dunkler die Farbe ist, je näher sie der schwarzen kommt, desto stärker wird der Esel befunden. Die Eselin muß großleibicht seyn, und gegen das Ende der Zeit, wenn sie werfen soll, muß sie nur zu mäßiger Arbeit angehalten werden.

Die Esel pflegen ihr Alter auf dreißig Jahre zu bringen; doch erreichen die Eselinnen gemeinlich ein höheres Alter als die Esel. Sie schlafen noch weniger als die Pferde, und legen sich nicht leicht, als wenn sie ungewöhnlich zur Arbeit angestrengt worden sind.

Ein Landmann, welcher diese kurze Anweisung beobachtet, wird gewiß Vortheil davon haben, und wenn er zu der Sorge für die Erziehung der Esel noch einige Pflege hinzufügt, wird er durch ihre Hülfe einen großen Theil seiner Arbeit und mit weit gerin-

geringern Kosten, völlig so gut als mit Pferden verrichten können.

Der Maulesel ist noch brauchbarer und von weit größerm Nutzen als der Esel, und man muß sich billig darüber wundern, daß man sich in Deutschland nicht mehr auf die Anziehung dieser so ungemein nugharen Thiere legt, die im nördlichen Theil und bey uns eine unbekannte Sache ist. Der Maulesel besitzt die guten Eigenschaften eines Esels, ohne seine bösen zu haben. Er ist eben so geduldig in der Arbeit, und eben so vermögend Hunger zu ertragen wie der Esel; aber zugleich ist er so willig, wie ein Pferd, und zu gemeinen Diensten geschwind genug zu Fuße. Er ist sehr stark und sicher auf den Füßen, und geht mit Sicherheit über Dörter, wo ein Pferd den Hals brechen würde. Sie sind vortreflich zum Tragen zu gebrauchen, und können mehrere Wochen nach einander mit einer Last von 6 bis 700 Pfunden auf dem Rücken gehen, ohne daß man eine sonderliche Müdigkeit an ihnen merkt. Zum Ziehen sind sie noch besser als die Pferde, indem sie weit stärker sind, als Pferde von derselben Größe, mehr Ungemach ertragen und mit weit geringern Kosten gehalten werden können. Auch sind sie sehr gut zum Reiten, und gehen und traben sehr leicht. In der Arbeitsamkeit sowohl, als in der Dauerhaftigkeit haben sie einen großen Vorzug vor den Pferden; sie halten weit länger aus in der Arbeit und ermüden nicht so leicht, als die Pferde; mit einem Worte, sie sind recht zur Arbeit und zu den Strapazen gemacht. Wenn man sie sorgfältig aufziehet, werden es schöne Thiere von der Größe der Pferde; sie sind öfters siebzehn Hände hoch und so beeit als die Kutschpferde. Ein Landwirth würde gewiß wohl dabey fahren, wenn er sich zu seinen
 3 seinen

seinen Wirthschaftsarbeiten lauter dergleichen Maulthiere anschaffte. Nur Schade ist es, daß sie so selten, und folglich auch so theuer sind, so daß kaum die Großen, die sie gern vor ihre Pack- und Küchenwagen haben, zur Genüge davon erhalten können. Wer also zur Maulthierzucht Gelegenheit hat und sich damit abgeben wollte, könnte sich dadurch eine ansehnliche baare Einnahme verschaffen.

Es giebt zwey Hauptarten von Mauleseln: das Maulthier, dessen Vater ein Esel und die Mutter ein Pferd ist; und den Maulesel, der von einem Pferde und einer Eselin entspringt. Die erstere Art ist die beste und gewöhnlichste, viel schöner und nützlicher als die andere. Die Maulthiere selbst können ihr Geschlecht nicht fortpflanzen. Zur Zucht derselben gehört ein tüchtiger Beschellerefel, dessen Eigenschaften schon oben angegeben sind. Giebt man diesem neben den Pferdestuten einige gute Eselinnen zu belegen, so kann man sich gute Hengstesel selbst nachziehen. Die Stute muß groß, stark und weit von Leibe und nicht sehr alt seyn. Das Pferd und der Esel sind zur Erzeugung des Maulthiers schwer zusammen zu bringen. Das Mutterpferd läßt den Esel nicht gut willig zu; man muß also abwarten, bis es rossig wird und ihm das Gesicht durch Blendleder benehmen. Wegen der Verschiedenheit der Größe wird die Stute in einen tiefen Ort hinten niedriger als vorn gestellt, so daß dem Esel im Belegen der höhere Grund zu statten kommt. Man pflegt ihm vorher Wein zu trinken zu geben, und wenn er sich zu lange kalt zeigt, bringt man ihn durch Schläge auf den Hintern in Hitze.

Die Stuten gehen mit Maulthiersfüßen etwas länger als mit Pferden trächtig, und bey ihrer Nieder-

herkunft hat man eben das zu beobachten, was bey der Geburt der Füllen in Acht zu nehmen ist. Die jungen Maulthiere sind viel eher auf den Füßen als die Pferde, und man läßt sie nicht über sechs bis sieben Monate saugen. Die Hengste der Maulthiere werden gleich den Pferden verschnitten oder gewallacht. In Ansehung der Fütterung werden sie gleich den Pferden gehalten, wiewohl sie auch mit schlechterm Futter vorlieb nehmen. In einem Alter von dritthalb oder drey Jahren sind sie schon zum Theil fähig, das Geschäft zu verrichten, wozu sie verwendet werden sollen. Wenn man recht tüchtige Maulthiere ziehen will, so muß man sich die Hengstesel aus Italien kommen lassen, indem die dortigen Esel weit größer und stärker als die hiesigen sind.

IV. Gespräch über die Obstbaumzucht.

Der Schulhalter Redlich machte die Obstbaumzucht sich zu einer angenehmen Nebenbeschäftigung, und wünschte auch die Einwohner seines Dorfes zu diesem so nützlichen Geschäfte zu ermuntern, und einen neuen Nahrungszweig dadurch für sie zu eröffnen. An einem Sonntage Nachmittag, da seine Nachbarn wieder kamen, ihn zu besuchen, bemerkte er, daß Herrmann und Niklas, im Vorbeygehen bey seinem Garten eine Weile still standen und ihn aufmerksam betrachteten. Dieses gab Anlaß zu folgendem Gespräch.

N. Willkommen ihr lieben Nachbarn! Ihr standet ja so lange an meinem Gartenzaun; was hat euch denn da beschäftigt?

H. So oft ich vor ihrem Garten vorbeigehe, muß ich still stehen. Ich habe meine herzlichste Freude daran, zu sehen, was sie in der kurzen Zeit von sieben Jahren aus diesem Fleck Landes gemacht haben, den ihr Vorfahr fast ganz hatte verwildern lassen. Jetzt steht alles vortrefflich darin, und sie ziehen das schönste Gartengewächs. Besonders aber freue ich mich über die Obstbäume, die sie gepflanzt haben, wie sie alle so gut fortgekommen sind.

M. Ja es ist eine Lust zu sehen, wie sie alle so herrlich wachsen, und wie manche schon die schönsten Früchte tragen. Fast möchte ich sie darum beneiden.

K. Das Vergnügen könntet ihr ja eben so gut haben, als ich, wenn ihr nur etwas Fleiß anwenden wolltet. Es thut mir immer in der Seele weh, wenn ich hier und auf unsern meisten Dörfern noch so viele ganz vernachlässigte Gärten sehe, und so manche Gemeindeplätze, die nicht einen einzigen Baum haben. Jeder Verständige, der die schlechten Gärten und die vielen baumleeren Plätze um unser Dorf sieht, muß sich darüber wundern, und die Einwohner für einfältig und faul halten. Daß es allen an Verstand und Thätigkeit fehlen sollte, kann ich nicht glauben; ihr müßt also wohl eure Ursachen haben, warum ihr nicht mehr auf Obstbäume haltet.

M. Ich habe vor vielen Jahren einigemal in meinem Garten welche gepflanzt, sie sind aber immer wieder ausgegangen; der Grund taugt nicht dazu. Und denn, so halte ich auch mehr auf Rüben, Kohl, Kartoffeln und anderes Gartengewächs, die mir alle Jahre Nutzen bringen.

M. Ich

A. Ich wüßte nicht, warum die Bäume in eurem Garten nicht sollten fortkommen; er hat ja eben den Boden, den mein Garten hat. Ihr werdet wohl bey dem Pflanzen und Warten eurer Bäume irgend worin gefehlt haben. So könnet ihr auch, wenn ihr die Obstbäume nur in der gehörigen Weite pflanzt, das Land unter denselben immerfort nach eurer Art benutzen, und doch auch zugleich Baumfrüchte erndten. Wie weit besser würde es um eure Haushaltung stehen, wenn ihr nicht nur mit frischem Obste manche Mahlzeit für eure Kinder ersparen, sondern auch in einem fruchtbaren Obstjahre aus frischem und gebacknem Obste manchen Thaler lösen könntet. Nicht bloß um der Obstfrüchte willen, sondern auch des Holzes wegen, das immer theurer und seltener wird, solltet ihr brav anpflanzen.

K. Das macht Mühe und Arbeit, die habe ich ohnedem schon genug, und wer weiß, ob ich es erlebe, daß die Bäume, die ich pflanze, jemals tragen werden.

A. Das ist schlecht gedacht, lieber Kaspar. Wenn ihr es nicht erlebt, daß die Bäume, die ihr pflanzt, Früchte tragen, so werden es doch eure Nachkommen erleben, für welche ihr auch sorgen müßt, so wie unsere Vorfahren für uns gesorgt haben. Nicht wahr? es gefiel euch vorigen Herbst sehr gut, da ihr von den beyden Birnbäumen, die ihr in eurem Garten habt, mehr als zwölf Scheffel Birnen erndten konntet. Ihr habt sie doch wohl gepflanzt?

K. Hat sich wohl. Sie mögen wohl bald hundert Jahre alt seyn, und mein Großvater hat sie gepflanzt.

A. Wenn der nun auch so gedacht hätte: wenn

ich Bäume pflanze, so werde ich keine Früchte davon erleben, ich will es also nur bleiben lassen; so würdet ihr jetzt auch keine Birnen haben. Wenn wir gute Menschen seyn wollen, so müssen wir ja, nach der Lehre der heiligen Schrift, ein jeder nicht bloß auf das Seine sehen, sondern auf das, was des andern ist. Was für ein herrlicher Anblick würde es seyn, wenn nicht nur eure Gärten, sondern alle leere Plätze um das Dorf herum mit Obstbäumen bepflanzt wären. Und gesetzt, daß ihr die leßtern auch nur mit Weiden und Pappeln besetzt, welche Zierde würde es für unser Dorf seyn, und wie großen Nutzen könntet ihr davon haben.

H. Das wäre alles recht gut, lieber Herr Redlich; aber was würde es uns helfen, wenn wir auch noch so fleißig anpflanzen. Sie wissen ja, wie es jetzt, nicht nur in unserm Dorfe, sondern überall auf dem Lande gehet. Hat man auch ein Bißchen Obst im Garten, so hat man den Verdruß wenig oder gar nichts davon zu bekommen, wenn man es nicht Tag und Nacht hütet. Noch ehe es reif ist, wird es gestohlen, und dabey werden die Bäume beschädigt und ganze große Zacken herunter gerissen. Kann man nun im Garten nichts behalten, wie viel weniger würden wir Obst bekommen, wenn wir die Wege und leeren Plätze bey dem Dorfe damit besetzen wollten. Wir haben schon ein paarmal angefangen, den wüsten Platz hinter der Kirche mit Weiden, Rüstern, Pappeln und Linden zu besetzen; aber was half es? Die Bäume wurden theils gestohlen, theils boshaft beschädigt, abgeschält oder zerbrochen; und so ist uns die Lust vergangen, wieder einen Baum zu pflanzen.

K. Eure Klagen sind allerdings gegründet, und es ist höchst traurig, daß die Obstdiebereyen auf

auf dem Lande so allgemein sind, und daß es boshafte Menschen giebt, die eine Freude haben, andern zu schaden, oft ohne selbst einen Vortheil davon zu haben. Dergleichen Teufel, die ihre Lücke an den Bäumen auslassen, schaden selbst noch den Nachkommen. Allein sollte es nicht möglich seyn, diesem Unwesen, wo nicht gänzlich zu steuern, doch Schranken zu setzen? Wer sind denn die Obstdiebe in euren Gärten? Sind es nicht zum Theil eure Kinder selbst und hauptsächlich euer Gesinde, eure Knechte und Dienstjungen? Wenn alle Wirthe im Dorfe darin einig wären und gemeinschaftlich Hand anlegten, so ließen sich noch wohl Mittel ausfindig machen, den Obstdiebereyen zu wehren.

N. Das wüßte ich nun doch nicht, wie das anzufangen wäre.

K. Nicht wahr? ihr sehet es, daß eure Kinder in euren Gärten das oft noch ganz grüne Obst abreißen, und ihr schweigt dazu, oder wenn ihr es ihnen auch verbietet, so haltet ihr doch nicht mit gehörigem Ernst über euer Verbot: ihr erfahrt es, daß sie in fremde Gärten übersteigen und Obst rauben, und ihr straft sie nicht deswegen; ihr denkt und sagt wohl gar: Kinder machen es nicht anders, ich habe es auch so gemacht. Werden sie von dem Eigenthümer ertappt und bekommen ein paar Schläge darüber, so fangt ihr deswegen einen großen Lärm an und ein Gezänke an. Viele von euch stehen in dem Wahn: Obst heimlich von den Bäumen nehmen, ist kein Diebstahl, denn das läßt Gott wachsen. Ist es nun wohl Wunder, wenn ihr vor den Kindern kein Obst behalten könnt?

H. Das ist nun freylich nicht zu leugnen, daß es gewöhnlich so zugehet.

K. Weiter. Der Wirth weiß es recht gut,
3 4
daß

daß seine Knechte und Dienstjungen des Nachts im Dorfe herum schwärmen und die Gärten berauben; er findet auch wohl das gestohlene Obst bey ihnen: aber er schweigt dazu, er thut, als wenn er es nicht siehet, und ihm ist nicht damit gedient, wenn es herauskömmt und die Diebe bestraft werden.

H. Auch das hat seine Nichtigkeit. Aber wie ist dem Unwesen abzuhelfen?

N. Gewöhnet eure Kinder von der Wiege an, daß sie schlechterdings nichts, weder im Hause noch im Garten, ohne eure Erlaubniß sich zueignen; strafet sie bey den ersten Vergehungen dieser Art nachdrücklich; schärfet es ihnen ein, daß sie eben sowohl unrecht thun und einen Diebstahl begehen, wenn sie Obst aus den Gärten holen, als wenn sie Geld stehlen. Steuert, so viel als möglich, dem nächtlichen Herumschwärmen eures Gesindes; sehet ihren Obstdiebereyen nicht durch die Finger und verheimlicht sie nicht, damit sie bestraft werden; habt ihr Obst, so laßet die Kinder und das Gesinde reichlichen Antheil daran nehmen. Ich bin gut dafür, wenn alle Wirthe im Dorfe darin einig wären und es so machten, es würde gewiß anders werden und man würde nicht mehr so viele Klagen über Obstdiebereyen hören. Noch eins, je häufiger die Obstbäume sind, je mehr Obst es giebt, desto weniger hört man von Obstdiebereyen, desto unmerklicher sind sie wenigstens. Pflanzet also Bäume, so viel ihr nur könnet, und ihr und eure Nachkommen werdet reichliche Früchte davon erndten.

N. Ich wollte gern Obstbäume pflanzen, und ich könnte wohl ein Schock in meinen Garten setzen, wenn es nur nicht so kostbar wäre, und nicht eine so starke Auslage erforderte. Man muß ja jetzt für einen

einen guten Baum zwölfs Groschen und mehr geben, und dann weiß man nicht, ob er fortkommen wird.

K. Macht es so wie ich, so werdet ihr keine große Auslage nöthig haben, euren Garten mit Bäumen zu besetzen. In meinem Garten habe ich überhaupt fünf und vierzig Obstbäume gepflanzt, und darunter sind nur vier, die ich das Stück mit acht Groschen bezahlt habe; die andern habe ich alle selbst gezogen. Gleich im ersten Jahre, da ich den Garten bekam, fand ich einige Wildlinge, die ich durch Pfropfen und Okuliren veredelte, und die nach drey Jahren schon gute Bäume zum Versetzen geworden waren, und jetzt im sechsten Jahre schon einige Früchte bringen. Im ersten Herbst sammelte ich mir eine Menge guter Obstkerne, die ich im folgenden Frühjahr steckte. So bekam ich bald eine Baumschule von jungen Bäumen, die ich, sobald sie stark genug waren, veredelte, und in der Folge in den Garten verpflanzen konnte. So fuhr ich in den folgenden Jahren fort, und bin nun so weit, daß ich bald Bäume verkaufen kann, woraus ich ein gut Stück Geld zu machen gedenke. Ihr glaubt nicht, was für ein großes Vergnügen ich genieße, wenn ich jetzt im Garten herumgehe und meine Bäume betrachte, und wenn ich nun vollends die erste Frucht davon pflücke. Das Vergnügen und den Vortheil könnt ihr alle ja auch haben.

K. Ja wer es nur verstünde, die Bäume so aufzuziehen, und wer nur Zeit dazu hätte.

H. Vielleicht läßt es sich noch lernen, und die dazu nöthige Zeit findet man ja auch wohl. Es wird ja keine Sünde seyn, wenn man des Sonntags Nachmittags ein Stündchen dazu anwendet.

K. Das Aufziehen der Bäume ist eine Sache,

die ihr bey einigem Fleiße und Aufmerksamkeit immer noch lernen können, wenn ihr nur Lust dazu habt. Mit Freuden will ich euch Unterricht und Anweisung dazu geben, so wie ich auch alle meine Schulknaben, die es nur lernen wollen, darin unterrichten will.

H. O thun sie es doch! Sie werden damit ein Gotteslohn verdienen.

N. Nun weil ihr es wollt, so will ich noch heute den Anfang damit machen. Man kann zwar aus Wurzelausläufern oder Schößlingen auch Bäume ziehen; sie sind aber nicht so gut, als die aus Kernen von guten Obstfrüchten gezogenen. Sorget also in diesem Herbst dafür, daß ihr eine gehörige Menge guter Obstkerne sammelt, laßet sie im Schatten trocken werden und verwahret sie wohl, daß sie nicht schimmeln. Dann sucht zur Kernschule in euerm Garten einen Fleck aus, der weder zu viel, noch zu wenig Sonne und keinen ganz schlechten, aber auch keinen zu guten Boden hat.

N. Ich dünkte, es wäre ja wohl am besten, wenn ich das beste Land dazu nähme.

N. Nein, die Pflänzchen würden in demselben zu geil wachsen, und wenn sie dann bey dem Versetzen einen schlechteren Boden finden, so bleiben sie sitzen. Das Land wird vor Winters gegraben, und wenn es sich nach einiger Zeit gesetzt hat, mit der Harke gut durchgezogen, und dann der Erdboden mit dem flachen Spaten etwas gleich gedrückt.

H. Wann werden denn die Kerne gesäet?

N. Es kann im Herbst, oder auch im Winter, wenn es aufthauet, bis in den März geschehen, und zwar auf folgende Art: Man macht nach der Gartenschnur etwa einen Zoll tiefe Furchen, legt
die

die Birn- und Apfselkerne darein zwey Zoll breit aus einander, und bedeckt sie eines guten Daumens dick mit leichter guter Erde. Die Pflaumen- und Kirschsteine streuet man oben auf ein Beet hin und tritt sie auf, weil ihre harte Schale von Regen und Schnee, Wärme und Kälte mürbe werden muß, damit im Frühjahr Feuchtigkeit und Wärme bis zum innern Keim dringen kann. Man kann auch im Herbst feuchten Sand schichtweise in eine Schachtel thun, und diese den Winter hindurch im Keller stehen lassen. Findet man dann im März, daß sie zu keimen anfangen, so legt man sie auf ein Gartenbeet und bedeckt sie mit etwas Erde. Sind nun die jungen Bäumchen aufgegangen, so muß das Unkraut von Zeit zu Zeit behutsam ausgejätet, und bey anhaltender Dürre müssen sie Abends begossen werden. Im zweyten Jahre muß im März, ehe die Stämmchen ausschlagen, der Boden mit der Hacke behutsam aufgelockert werden; auch muß mit dem Reinhalten vom Unkraut, und mit dem Begießen, wenn es nöthig ist, fortgefahen werden. Sind sie nun nach ein paar Jahren herangewachsen, so werden sie in die Edelschule, das ist, an den Ort versetzt, wo sie durch die Kunst zu edeln Obstbäumen gemacht werden.

N. Warum kann man sie denn nicht gleich in der Kernschule veredeln?

A. Durch das Versetzen wird dem Stämmchen die Pfahlwurzel genommen, und dadurch wird es genöthigt, mehrere Seitenwurzeln zu treiben, wodurch der Baum nicht nur Kräfte bekommt, neue Zweige zu treiben, sondern auch mehr Nahrung für die Früchte erhält.

H. Wie muß denn der Boden für die Edelschule beschaffen seyn?

A. Er

R. Er muß eine freye offene Lage haben, wo möglich die Morgensonne genießen, und aus einer Miſchung von etwas Sand, Gartenerde und Lehm beſtehen, und nicht gar zu locker ſeyn, auch nur mäßig gedüngt werden. Gut iſt es, wenn er im Herbſte zwey bis drey Fuß tief umgegraben wird, und den Winter hindurch ſo liegen bleibt, damit Luſt und Regen eindringen können.

H. Welches iſt die bequemſte Zeit, die Edelſchule anzulegen?

R. Das Frühjahr, und zwar muß man die Verſetzung zeitig vornehmen, ehe die Stämmchen treiben, und der Saft in Bewegung kommt. Man muß die Stämmchen mit dem Spaten behutſam ausheben, damit nicht die beſten Seitenwurzeln abreißen. Hierauf muß das Oberholz ſowohl, als die Wurzeln beſchnitten werden. Hat das Reis wenig Wurzeln, ſo wird es tief, bis auf etliche Augen eingekuht; nur den Kirſchbäumen läßt man, wenn ſie gute Wurzeln haben, ihre Länge und ſchneidet nur die Nebenzweige weg. Die Pfahlwurzel ſchneidet man meiſtentheils ziemlich kurz, nur nicht bey den Birnbäumen, welche gern in die Tiefe gehen. Auch die Seitenwurzeln werden nach Verhältniß verkuht, ſo daß eine Art von Wurzelkrone herauskömmt, deſsgleichen die vielen Haarwurzeln. Alle gequetschte und geſpaltene Wurzeln werden mit einem ſcharfen Meſſer bis auf den gefunden Theil glatt weggeſchnitten. Das Meſſer muß bey dieſem Schneiden ein wenig ſchief geführt werden. Dieſes Beſchneiden muß bey jeder folgenden Verſetzung beobachtet werden.

R. Was iſt nun bey dem Verſetzen ſelbſt zu beobachten?

R. Man ſetzt die Bäumchen in zwey Fuß
von

von einander entfernte Reihen, zwey Fuß weit eins von dem andern, damit sie Raum haben, ihre Kronen auszubreiten, und man auch dazwischen herumgehen kann. Man macht mit dem Spaten für jedes Stämmchen ein besonderes Loch, setzt es ein, theilt die Wurzeln in der Rundung in gleicher Entfernung von einander ab, macht klare Erde darüber, zieht das Stämmchen und lockert es ein, schlämmt es mit Wasser ein, füllet das Loch mit Erde und tritt es fest.

H. Wie tief setzt man denn die Stämmchen?

N. Etwas tiefer, als sie vorher gestanden haben, weil sie sonst aus der Wurzel mehrere Schößlinge treiben. Nun muß man den Boden beständig rein halten, und sowohl im Frühjahr, als um Johannis und vor Winters behacken und auflockern, doch mit Behutsamkeit, ohne die Wurzeln zu beschädigen.

N. Wie lange müssen die Stämmchen in der Edelschule stehen?

N. Wenigstens drey Jahre, und damit sie in der Dicke wachsen, schneidet man die Nebenzweige nicht ganz glatt am Stamme ab, sondern schneidet sie auf den Sporn, das ist, man stutzt sie bis auf ein paar Zoll vom Stamme ein. Sehen sich zu viele Nebenäste an einem Orte an, so schneidet man die überflüssigen weg. Im zweyten Jahre sieht man wieder darauf, daß die Stämmchen weder zu buschig, noch zu schlank wachsen, hält den Boden rein, behackt ihn ein paarmal und gräbt ihn im Herbst zwischen den Reihen leicht um.

H. Müssen denn die Stämmchen auch Pfähle bekommen?

N. Im ersten und zweyten Jahre wohl nicht, sondern wenn sie veredelt sind und an Größe zunehmen.

men. Man muß sie über irgend einem starken Seitenästchen ganz locker, am besten mit Bast anbinden.

H. Wie schützt man die jungen Bäume wider ihre Feinde?

A. Wider die Hasen umwindet man sie im Winter mit Stroh; die Engerlinge sucht man auf und tödtet sie; wider die Blattläuse besprüht man sie mit Wasser, worin man schlechten Tobak stark ausgekocht hat, oder man zerdrückt die Läuse mit einem Hölzchen und reibt die Stellen mit klarer Erde und macht sie rauh. Eben so verfährt man mit den Schildläusen. Endlich kommt die Zeit, wo diese Wildlinge veredelt werden können.

R. Was heißt denn das: veredeln?

A. Es heißt einen Wildling durch ein anderes edles Reis verbessern. Dies geschieht vornehmlich durch Okuliren, Kopuliren und Pfropfen.

R. Was heißt denn Okuliren?

A. Ein Auge von einem edlen Reise zwischen die Rinde und das Holz eines Wildlings einschieben. Es geschieht entweder um Johannis in das treibende Auge, oder von der Mitte des Julius bis zu Ende des Augusts in das schlafende Auge. Das letztere hat den Vorzug. Die Okulirreiser werden von Sommerschossen gesunder, fruchtbarer, junger Bäume aus der Spitze und von der sonnenreichsten Seite derselben gebrochen. Die mittlern Augen sind die besten, und zwar die doppelten, wo neben einem Holzauge eine Blüthknospe steht.

R. Wie wird nun das Okuliren verrichtet?

A. Zuerst schneidet man die Okulirstelle im Wildlinge ein. Man macht, doch ohne das Holz zu verletzen, in die Rinde einen eines Daumen breiten Querschnitt, und von der Mitte desselben einen Schnitt

Schnitt einen Zoll lang gerade herunter, in der Gestalt eines großen lateinischen T. Dann schneidet man in dem Okulirreife das Schild des Auges in der Gestalt eines V, und löset es behutsam ab. Sicherer ist es, wenn man am Auge so viel Holz vom Reife mit wegnimmt, daß der Keim ganz damit bedeckt ist; doch muß der Schnitt nicht fasericht, sondern glatt seyn. Nun werden in dem T, da wo der herunterlaufende Schnitt angeht, beyde Ecken der Rinde mit dem Weinchen am Okulirmesser abgelöset, auf beyden Seiten der Rinde heruntergefahren, das Schild mit dem Auge hineingeschoben, dann mit dem Finger sachte aufgedrückt und verbunden. Man muß aber bey dem Einsetzen des Auges geschwind verfahren, weil sonst das Auge oder die Okulirstelle trocken werden würde. Zum Verbinden nimmt man am besten Bast, den man mit Wachs etwas wichset, übers Kreuz umwindet und zuletzt einen Knoten macht. Nach einiger Zeit, wenn das Auge eingewachsen ist, löset man das Band auf und bindet es etwas lockerer. Von dem Wildling nimmt man die Nebenzweige weg, und läßt nur den Hauptschoß stehen. Das Auge setzt man nahe an der Erde, höchstens einen Fuß hoch ein, weil man nur so einen schönen geraden Schaft bekommt. Das Okuliren geschieht am besten zur Morgenzeit, nicht bey einfallendem Regenwetter, auch nicht bey starker Sonnenhitze. Wenn nun im Frühjahr das Auge anfängt zu schwellen und ausschlagen will, so löset man den Verband ab, und schneidet den Schaft bis auf zwey Zoll über dem Auge schräg von der hintern Seite gegen das Auge zu weg. Diesen Stummel nimmt man erst im August glatt über dem Auge weg und drückt etwas Baumwachs auf.

H. Ich weiß nicht, ob ich nach dieser Beschreibung würde okuliren können.

K. Es könnte euch vielleicht nicht glücken, denn die Handgriffe dabei lassen sich freylich besser zeigen, als beschreiben. Wenn ich im Julius wieder okulire, könnet ihr mir zusehen, und dann werdet ihr es bald nachmachen können. Jetzt will ich euch noch sagen, wie die jungen Bäumchen ferner zu behandeln sind. Im ersten Jahre dürfen die aus dem Auge hervortreibenden Reiser durch keinen Schnitt gestöret werden. Im folgenden Frühling werden alle Nebenzweige bis an die Spitze behutsam glatt weggeschnitten. Die im Sommer am Schaft herauswachsenden Zweige bleiben stehen, damit der Schaft stark werde. Stößt er keine Zweige aus, so kneipt man ihm um Johannis etwas von der Spitze ab. Im dritten Jahre läßt man ihn die Krone machen, der man eine Höhe von sechs Fuß giebt. Man nimmt daher die am Schaft wieder gewachsenen Zweige weg, stützt, wo der Baum die Krone bilden soll, den Schaft ein, und drückt die im Sommer daran hervorkommenden Augen von Zeit zu Zeit ab. Will der Baum keine Zweige zu seiner Verstärkung treiben, so stützt man im Frühjahr die Zweige der Krone bis auf zwey Augen ab.

V. Warnung vor der unvernünftigen Gewohnheit des Aprillschickens.

Zu den mancherley albernen Gebräuchen, welche von Alters her noch bis jetzt, zur Schande unserer Zeiten, besonders unter dem gemeinen Manne, im Schwange gehen, gehört auch die unvernünftige Ge-

Gewohnheit, Kinder und einfältige Erwachsene am ersten April zum Besten zu haben und wie man sagt, April zu schicken. Man schickt sie zum Kaufmanne und Apotheker, giebt ihnen Geld und befehlt ihnen Krebsblut, Rückensett und dergleichen zu holen, oder man trägt ihnen andere seltsame Verrichtungen auf, um das elende Vergnügen zu haben, sie auslachen zu können, und man bedenkt nicht, daß derjenige, der April schickt, allemal ein größerer Narr ist, als derjenige, der April geschickt wird. Wie oft hat ein solches leichtsinniges und unüberlegtes Verfahren traurige Folgen gehabt, die sich hinterher damit nicht gut machen lassen, daß man sagt: das hätte ich nicht gedacht; es war ja nur ein Spas. Wie manche Freundschaft, Zänkerey, Schlägerey und Prozeß ist schon daraus entstanden; ja es giebt Beispiele, daß ein solcher Spas einem Menschen das Leben gekostet hat. Hier ist ein solches warnendes Beispiel.

Eine Frau in der Stadt G. gerieth auf den thörichten Einfall, ihre Magd, welche gutherzig, aber etwas einfältig war, in den April zu schicken. Sie nahm also einen ziemlich großen Korb, füllte ihn mit Steinen an, deckte sie mit einem Tuche wohl zu, und befahl der Magd, den Korb in ein gewisses Haus zu tragen, das weit davon an dem andern Ende der Stadt war. Die Frau, welche vielleicht nie eine Last getragen hatte, wußte nicht, wie einer Magd dabey zu Muth seyn, und hatte daher die Last so schwer gemacht, daß sie dieselbe fast nicht fortbringen konnte. Sie gehorchte indessen doch, nahm den Korb auf den Kopf, und ging den Weg, der ihr befohlen war; aber sie konnte das Haus nicht erreichen, dahin sie gehen sollte, und mußte vor großer Müdigkeit mitten auf der Gasse still stehen,

um ein wenig auszuruhen. Sie sprach einen Bekannten, der ihr begegnete, an, ihr die Last abheben zu helfen; und da dieses geschehen war, stand sie da und ruhte.

Das arme Geschöpf wußte noch nicht, was sie trug; aber derjenige, der ihr die Last abgehoben hatte, verwunderte sich über das schwere Gewicht, und war begierig zu sehen, was in dem Korb wäre. Er deckte das Tuch ab, und siehe, es war weiter nichts darin als große Steine. Er lachte laut, und alsbald versammelten sich eine Menge Menschen um den Korb herum, welche ebenfalls die arme Lastträgerin recht herzlich auslachten, und die muthwilligen Jungen schrien: der erste April!

Man kann sich leicht vorstellen, wie der armen Magd dabey zu Muth war. Sie mußte zwar jetzt alles über sich ergehen lassen, und durfte sich über das erlittene Unrecht nicht viel beklagen, weil sie sonst von den muthwilligen Leuten nur noch mehr verspottet und ausgelacht worden wäre: sie leerte also ihren Korb aus, schwieg und ging nach Hause. Aber desto mehr empfand sie es innerlich. Ihr Körper war durch die schwere Last sehr abgemattet und erhitzt worden; dazu kam nun die große Aergerniß über die erlittene Beschimpfung, und die Beschämung vor den vielen Menschen; dies alles griff sie so stark an, daß sie von Stunde an krank ward und ihren Geist aufgab. Auch dieser traurige Vorfall bestätigt die Wahrheit des Sprüchwortes: Narrenspiel will Raum haben.

VL. Rüge eines Fehlers in der Erziehung der Kinder.

So ein wichtiges Geschäft die Erziehung der Kinder ist, da sie eben sowohl zu Bösewichtern, als zu den edelsten Menschen gebildet werden können, und da die glücklichen oder unglücklichen Folgen der Erziehung bis ins Unendliche fortdauern; so ein schweres Geschäft ist sie auch, und die Erfahrung lehret leider, daß die wenigsten Eltern, besonders die in den untern Volksklassen, die erforderlichen Eigenschaften und die gehörige Geschicklichkeit dazu haben. Ich will jetzt nur von einem Hauptfehler reden, der so ungemein häufig begangen wird, und darin bestehet, daß viele Eltern gar nicht bemühet sind, ihren Kindern richtige und edle Begriffe von der Religion beizubringen, oder wenn sie es selbst nicht vermögen, beizubringen zu lassen, damit sie dieselbe als die Quelle ansehen lernen, aus welcher der rechte Gebrauch des Lebens, wahrer Genuß der Freuden und die beste Beruhigung in Trübsalen fließt. Gelingt es einem Vater, bey seinen Kindern frühzeitig eine herzlichste Liebe zu Gott und eine wahre Ehrfurcht für denselben zu erwecken; so hat er gewonnen, und es wird ihm nun gewiß leicht werden, sie zu guten Menschen zu bilden und zur willigen Erfüllung ihrer Pflichten anzuhalten.

Aber wie können Eltern ihren Kindern etwas beibringen, was sie selbst nicht haben? Wie können sie bey ihnen Ehrfurcht für die Religion erwecken, da sie dieselbe selbst gering schätzen, und wohl gar in Gegenwart ihrer Kinder sich die leichtsinnigsten Spöttereien darüber erlauben? Ich will hier von der zu unsern Zeiten in großen und kleinen Städten immer mehr überhand nehmenden Geringschätzung

schätzung und Verspottung der Religion nicht reden, Gott Lob! ist dieses Laster unter den Landleuten, besonders der untern Volksklassen, noch wenig im Schwange. Die meisten bezeugen, wenigstens äußerlich, noch Ehrfurcht für Gott und die Religion, wiewohl sich sehr viele ganz irrige und unrichtige Begriffe von Gott machen und solche auch natürlich auf ihre Kinder fortpflanzen.

Wie viele Eltern mißbrauchen den Namen Gottes bey jeder Kleinigkeit. Wie viele haben die böse Gewohnheit bey den unbedeutendsten Dingen die Worte: Herr Gott! Herr Jesus! Weiß Gott! auszurufen, ohne etwas dabey zu denken. Sehr natürlich, daß das Kind diesen häufigen Gebrauch ihnen abmerkt, und sich ebenfalls dazu gewöhnt, wodurch es gleichgültig gemacht wird. Väter und Mütter! spricht den Namen Gottes in Gegenwart eurer Kinder nie anders als mit der tiefsten Ehrfurcht aus, mit einem heiligen Ernste in eurem Gesichte, so daß eure Kinder es euch schon an der Mine ablernen, wie erhaben der Gegenstand ist, von dem ihr sprecht. So werdet ihr sie gewiß zu einem gleichen ehrfurchtsvollen Betragen gegen Gott anführen.

Was für einen irrigen Begriff bringt man den Kindern von Gott bey, wenn man bey dem geringsten Versehen ihnen zuruft: Gott wird euch strafen! Hierdurch jagt man den Kindern eine knechtische Furcht vor Gott ein, und lehrt sie, ihn als einen Tyrannen ansehen, ein Gedanke, der jede Freude aus dem Leben des Menschen verbannet. Triffte nun das, was man ihnen gedrohet hat, nicht ein, so müssen sie sich nothwendig Gott als ein ohnmächtiges Wesen vorstellen, und werden glauben, daß sie ihm keine Aufmerksamkeit und Ehrfurcht schuldig sind.

Wie

Wie grundfalsch ist die Vorstellung, die so viele Eltern ihren Kindern vom Gewitter machen. Zieht sich ein Gewitter am Himmel zusammen, leuchten die Blitze, und rollt der Donner durch die Wolken, so glauben die Eltern es recht gut zu machen, wenn sie sagen: hört, Kinder! wie der liebe Gott schilt, weil ihr ungehorsam und unartig seyd. Das Kind spielt im Garten: alles ist Freude an ihm, weil kein böses Gewissen ihm irgend einen Vorwurf macht. Nun bezieht sich der Himmel auf einmal mit finstern Wolken, es blitzt und donnert. Welche Vorstellung muß sich nun das Kind dabey machen. Es ist sich keines Vergehens bewußt, und doch ist Gott, wie man ihm gesagt hat, böse; er schilt ohne Ursach. Ist es möglich, daß das Kind noch einige Liebe und Ehrfurcht für Gott behalten kann? Muß es nicht denken: es mag immer donnern und blitzen, wer kann es dem lieben Gott recht machen? Ich führe mich schlecht auf, es donnert; ich führe mich gut auf und es donnert auch. Nothwendig muß der Knabe so denken lernen, und er kann nicht anders denken, weil die Eltern ihm so falsche Vorstellungen von Gott gemacht haben.

Ganz anders wird das Kind von Gott denken lernen, wenn der Vater es im Frühlinge mit in den Garten oder auf das Feld nimmt, wenn es hier vergnügt und frohlockend im Grase sitzt, Blumen pflückt und Kränze windet, und er ihm nun mit einem heitern Gesichte sagt, daß Gott es sey, der diese Blumen zu seiner Freude aus der Erde hervorwachsen lasse; wenn er dann das Kind auch auf andere Beweise der Vaterliebe und Güte Gottes aufmerksam macht, und es überzeuget, daß wir alles, was wir besitzen, nur von ihm haben. Durch diese Vorstellung wird er das Herz des Kindes mit Liebe,

Zutrauen und Anhänglichkeit an Gott erfüllen. Er sage ihm ferner, daß, wenn gleich Gott gegen alle Menschen sich als ein liebevoller Vater beweiße und allen Gutes erzeuge; doch nur gute Menschen recht glücklich und fröhlich seyn könnten, weil Gott gleich bey der Einrichtung der Welt es so angeordnet hätte, daß das Gute glückliche Folgen, das Böse aber üble Folgen nach sich zöge. Er zeige ihm dies an Beispielen, die von der Aufführung des Kindes selbst hergenommen sind, z. B. da es wild und unbandig war, daß es fiel, sich ein Loch in den Kopf schlug und viele Schmerzen ausstehen mußte; da es unmäßig aß, daß es krank wurde. So lernen die Kinder einsehen, daß alles, was man Strafe nennt, nichts anders als eigene Verschuldung ist, und durch solche Ursachen entstehe, die nothwendig diese Folgen haben müssen. Dies wird sie bewegen, weit mehr auf sich selbst Achtung zu geben, sich vor Ungehorsam und Vergehungen weit mehr in Acht zu nehmen, die Tugend lieber zu gewinnen und das Laster stärker zu verabscheuen, als wenn man ihnen beständig bey allen Kleinigkeiten mit den Strafen Gottes drohet.

Wenn der Vater dem Kinde die Naturbegebenheit des Gewitters nicht so fürchterlich, nicht als eine Strafe Gottes, welches sie in der That nicht ist, vorstelllet, sondern sich bemühet, ihm richtige Vorstellungen davon beizubringen; so wird es nicht eine so thörichte und schädliche Furcht bey dem Gewitter empfinden, wie so viele Menschen, welche Todesangst dabey ausstehen; weil sie sich ganz falsche Begriffe davon machen. Er sage ihm, daß Donner und Blitze ebenfalls Wohlthaten des gütigen Vaters im Himmel sind; daß die Lust dadurch gereinigt und für uns gesunder gemacht werde;

daß

daß das Gewitter die Fruchtbarkeit der Erde befördere, daß das Korn und andere Früchte besser gerathen und es uns nicht an Brod und andern Nahrungsmitteln fehlen werde. Durch dergleichen Vorstellungen wird das Herz des Kindes mit Liebe und Zutrauen gegen Gott erfüllet werden.

Der Landmann schämt sich zwar des Gebets noch nicht, wie jetzt schon viele Bürger in den Städten thun. Er verrichtet gewöhnlich sein Morgen- und Abendgebet, er betet Morgens, Mittags und Abends vor und nach dem Essen, und läßt sich darin durch einen eintretenden Fremden nicht stören; auch hält er seine Kinder zum Gebet an. Aber wie sehr ist bey den meisten die Art des Gebets und das unanständige Betragen bey demselben zu tadeln. Der Wirth, oder ein Knecht, eine Magd, ein Kind plappert die gewöhnlichen auswendig gelernten Gebetsformeln ohne alle Andacht, mit Gedankenlosigkeit und so geschwinde her, daß er dabey aus dem Athem kommt und oft mitten in einem Worte inne halten muß, um Athem zu schöpfen. Die übrigen stehen nachlässig da, wenden ihre Augen von einem Gegenstande auf den andern, und die ganze Andacht bestehet darin, daß sie die Hände falten und daß die Mannspersonen die Nase abnehmen. Und doch ist die Handlung des Gebets die höchste Würde, die der Mensch haben, und die feierlichste Handlung, die er verrichten kann, da er sich im Gebet mit Gott, dem höchsten und vollkommensten Wesen, dem Schöpfer der Welt, dem Herrn über alles unterredet.

Was kann nun ein so äußerst leichtsinniges und anstößiges Betragen der Erwachsenen bey dem Gebet für eine Wirkung bey den Kindern hervorbringen? Nothwendig muß es sie gleichgültig gegen

das Gebet machen, und ihnen vielleicht auf ihre ganze Lebenszeit die Anleitung geben, leichtsinnig zu beten. O ihr Erwachsenen! bedenkt das Aergerniß, was ihr den Kleinen dadurch gebt! Wenn ihr betet, so überlegt, was und mit wem ihr redet; setzt euch in eine des Gebets würdige Stellung; sammelt eure Herzen erst von aller Zerstreuung, ehe ihr betet; verrichtet das Gebet mit feierlichem Ernst und Andacht, und unterlaßt das Tischgebet lieber gar, wenn die Tischgesellschaft nicht in der gehörigen Lage zu beten ist. Denn könnet ihr das wohl ein Gebet nennen? wenn ihr euch z. B. ehe ihr vom Tische aufstehet, mit einem muthwilligen Scherz unterhalten habt, und wohl gar mit noch lachendem Gesichte vor Gott tretet, und Gebetsformeln herplaudert, bey denen ihr nichts denkt.

Einen andern großen Fehler begehet man in Ansehung des Gebets, daß man die Kinder zum Gebet nöthigt, wenn sie gar nicht in der dazu gehörigen Lage sind, daß man sie dazu zwingt, und deswegen wohl gar schilt und schlägt. Oft ruft man die Kinder vom Spiel zum Gebet, und nun gehen sie mit Unwillen daran. Des Abends, wenn sie schon voller Schlaf sind, bestehet man darauf, daß sie ihr Abendgebet verrichten sollen; sie stocken, sie schlafen wohl darüber ein, und man wird unwillig und schilt. Die Folge davon ist, die Kinder werden verdrießlich; das Gebet, womit man sie so quält, wird ihnen eine verhaßte Last, und da sie nicht weiter denken können, werden sie gegen Gott, dem sie ein Opfer bringen sollen, gleichgültig und wohl gar unwillig. Ich rede aus eigener Erfahrung, da ich als ein Knabe von sieben bis acht Jahren von einer bigotten Frau, bey der ich in der Kost war, auf gleiche Art gequält worden bin.

Stun-

Stunden lang mußte ich mit ihr singen, ihr aus Mendels wahrem Christenthum und dem Paradiesgärtlein, wovon ich fast keine Sylbe verstand, vorlesen, indessen ich hörte, wie meine Gespielen auf dem Kirchhofe froh herumsprangen und spielten. Ich weiß es noch sehr gut, wie böse ich dadurch auf diese Frau wurde, wie sehr mir vor ihren Andachtsbüchern ekelte, und wie mir alle Andachtsübungen verhaßt wurden.

O ihr Eltern! so gut und heilsam es ist, daß ihr eure Kinder zum Gebet anführet, so bitte ich euch doch recht herzlich, macht ihnen ja das Gebet nicht zur Qual und zwingt sie niemals dazu. Gebe auf die jedesmalige Lage eurer Kinder Acht; spähet den glücklichen Augenblick aus, da sie jetzt recht mit Lust und andächtig beten möchten. Lasset sie ja keine Gebete auswendig lernen, die sie nicht verstehen, und lehret sie nur kurz und wenig, aber mit Verstand beten. Könnt ihr es, so gewöhnt sie aus dem Herzen, nicht nach auswendig gelernten Gebetsformeln zu beten, die ihnen, wenn sie dieselben auch verstehen, bald etwas alltägliches werden. Sagt ihnen, daß das Gebet ein Gespräch mit Gott sey, worin sie ihn um seine Wohlthaten bitten, oder für empfangene Wohlthaten danken sollen; und daß sie so mit Gott sprechen könnten, als sie mit euch sprechen. Dadurch werdet ihr es dahin bringen, daß sie das, was sie beten werden, verstehen.

Endlich laßt auch eure Kinder weder aus der Bibel, noch aus dem Katechismus, noch aus dem Gesangbuche etwas auswendig lernen, was sie nicht verstehen. Gemeiniglich haben die Eltern eine herrliche Freude darüber und thun groß damit gegen andere, wenn ihre, oft noch ganz kleinen, Kinder mehrere Sprüche, Gebete und Liederverse, wie die

Vorurtheilen herplaudern können. Was haben die Kinder aber für Vortheil davon, da sie nichts davon verstehen? Sie verschwenden ihre Zeit damit, und lernen entweder gar nichts, oder sie lernen das, was sie lernen, falsch, weil es weit über ihre Fassungskräfte hinausgeht. Was aber in der Jugend falsch gelernt ist, das ist im Alter schwer, oder selten ganz auszurotten. Ist es nicht höchst widersinnig, wenn Kinder, wie es noch in vielen Schulen leider! üblich ist, die Bußpsalmen auswendig lernen müssen? Ein Knabe von zehn Jahren soll so denken und empfinden, als ein König in seinen Bedrängnissen dachte und empfand; er soll solcher Vergehungen fähig gewesen seyn, daß er einem vollendeten Manne nachsprechen könnte. Man lasse also die Kinder nur die deutlichsten Sprüche von Gott und seinen Eigenschaften und die verständlichsten Liederverse lernen, und mache sie mit ihren Pflichten durch kurze und deutliche Sätze bekannt.

VII. Gott gedachte es gut zu machen.

In einem gewissen Dorfe lebte ein armer Bauermann, der sich gut und ehelich nährte. Durch seinen Fleiß brachte er es dahin, daß er sich ein Häuschen bauen, einige Stück Vieh halten und seinen Acker selbst bestellen konnte. Aber er hatte einen bösen Nachbar, der sehr neidisch auf ihn ward und alles, was dem fleißigen Manne glückte, mit scheelen Augen ansah. Der Neid trieb ihn zur Bosheit, daß er seinem Nachbar zu schaden suchte. Denn weil er selbst nicht arbeiten wollte und alles, was er noch hatte, im Wirthshause durchbrachte: so konnte er auch nicht leiden, daß

der fleißige Nachbar etwas vor sich brachte; daher war er Tag und Nacht darauf bedacht, ihm allen ersinnlichen Schaden zu thun.

Der gute Nachbar hingegen that ihm alles gutes. Er borgte ihm Brodkorn und allerhand Hausgeräthe, und sagte öfters zu ihm: Lieber Nachbar! ich thue euch ja nichts zu Leide; laßt uns doch in Frieden leben! Das half aber alles nichts; der neidische Nachbar fuhr immer in seiner Bosheit fort. Das geborgte Brodkorn gab er ihm gar nicht wieder, und das Hausgeräthe zerbrach und ruinirte er, ehe er es zurückgab. Nun wollte ihm der gute Nachbar auch nichts mehr leihen, und das war ihm nicht zu verdenken; aber der böse Nachbar ward nun noch boshafter und fing von neuem an Schaden zu thun. Hatte jener einen Zaun gemacht, so riß dieser ihn des Nachts wieder ein, und das Vieh desselben vergab er mit Gift.

Doch das war noch nicht das ärgste. Nach der Erndte konnte der gute Nachbar sein Stroh nicht alles in der Scheune lassen, sondern mußte es draußen vor derselben in einen Haufen setzen. Und was that der böse Nachbar? Er stand des Nachts, da der Neid ihn nicht schlafen ließ, auf und zündete das Stroh an. Darüber gerieth auch die Scheune und das Haus in Brand und wurde ganz von den Flammen verzehret; aber auch des bösen Nachbars Haus verbrannte mit. Doch dieser machte sich nichts daraus; denn er hatte ohnehin nichts mehr im Hause gehabt, und hatte nun einen bequemen Vorwand, auf den Brand zu betteln.

Der gute Nachbar besand sich jetzt in sehr traurigen Umständen, und das schmerzte ihn am meisten, daß er nicht anders mithelfen konnte, als

daß

daß der böse neidische Nachbar dies Unglück angerichtet habe; nur er konnte ihm nichts beweisen. Er seufzte zu Gott: Ach du lieber Gott! das ist hart, in einer Nacht Haus und Hof und alles zu verlieren, und zwar durch die Bosheit und den Neid eines einzigen Menschen. Doch du hast es gegeben, die will ich die ganze Sache befehlen! So dachte der gute Mann und setzte sein Vertrauen auf Gott, der ihm auch wieder half. Er fieng an, den Schutt des verbrannten Hauses aufzuräumen, und machte sich mit guter Leute Hülfe frisch an die Arbeit, um ein neues Häuschen aufzubauen. Er verschrieb einen Acker, und nahm ein Kapital auf, um die nöthigen Baukosten zu bestreiten; er selbst aber that die meiste Arbeit daran.

Einmal kam er des Abends, da es schon dunkel war, aus dem Steinbruch und hatte Steine geholt. Als er da so stille vor sich hinsuhr und sein Schicksal bedachte, sang er zu seinem Troste aus dem alten geistlichen Liede: Warum betrübst du dich mein Herz? den Vers: Ach Gott! du bist noch heut so reich, als du gewesen ewiglich. Mein Vertrauen steht ganz zu dir. — Indem er so sang, und vor sich niedersah, blinkte etwas im Wege. Er hob es auf; es war ein sauberes Kästchen, ziemlich schwer. Er steckte es in seinen Futtersack und dachte: Das hat gewiß die Herrschaft verloren, die vorher mit vielen Pferden und Wagen bey dem Steinbruch vorbeysuhr. Du willst es aufheben; es wird wohl Nachfrage kommen, vielleicht hat dir der liebe Gott dabey ein paar Thaler Trinkgeld bescheret.

Er irrte sich nicht. Gott hatte ihm wirklich etwas dabey bescheret, und mehr als er hoffte. Dies war der Anfang zu seinem Glück. Es geht freylich nicht immer so, daß ein Unglücklicher etwas

fin-

findet, wodurch ihm geholfen wird. Gott gebraucht gar mancherley Mittel und Wege, einem hilft er auf diese, dem andern auf eine andere Art. Wer ihm vertrauet und recht thut, kann immer hoffen, daß er ihn nicht ganz verlassen werde.

Der gute Mann war mit seinem Kästchen kaum ein paar hundert Schritte fort, so kamen schon zwei Jäger im vollen Gallop geritten und fragten sehr ungestüm, ob er nichts gefunden hätte. O ja! sagte der ehrliche Mann, ein Kästchen da im Wege. — Den Augenblick her damit, schrieen die Jäger, das hat die Herrschaft verloren. Her, her damit! nur nicht lange gezauert! — Nein, sagte der Bauer, das gebe ich nicht so weg! Da könnte mir viel abgefordert werden; ich will es der Herrschaft wohl selber geben. Nur geschwind! sagten die Jäger.

Sogleich spannte er sein Pferd aus, ließ den Wagen stehen und ritt mit. Da kamen ihm schon wieder ein paar Leute entgegen, die den andern nachgeschickt waren. Diese sagten, die Herrschaft hielte da im Dorfe und wartete mit großem Verlangen auf Nachricht. Das Kästchen ist da! riefen ihnen die Jäger entgegen. Der Mann da hat es gefunden und wird es gleich bringen. Wie ein Vogel flogen diese zurück und brachten der Herrschaft die frohliche Nachricht.

Als der ehrliche Bauer in dem Dorfe ankam, stand die Herrschaft schon vor der Thüre und wartete auf seine Ankunft. Es war ein Graf mit seiner Gemahlin, die am fürstlichen Hofe gewesen waren. In dem Kästchen waren Perlen, Ringe, Juwelen und viele Kostbarkeiten, die 50000 Thaler werth waren.

Der ehrliche Bauer stieg vom Pferde, nahm den Futtersack, ging damit gerade zum Grafen und sagte:

sagte: Hier ist das Kästchen, wie ich es gefunden habe, ich habe nichts angerührt. Bewahre mich Gott, daß ich etwas behalten sollte, was nicht mein ist.

Die Gräfin schloß es sogleich auf, und es war noch alles darin. Guter Mann! sagte der Graf, sendt ihr denn immer so ehrlich? Womit soll ich eure Treue belohnen? Ihr konntet ja damit in alle Welt reiten. — Ach! antwortete der brave Mann, vor wenig Tagen war ich noch ein wohlhabender Mann, hatte mein Häuschen, hatte die Scheune voll Korn; aber ein neidischer Nachbar zündete sie an. Da bin ich ganz, ganz abgebrannt und nun wieder ein armer Mann. Aber ich habe es Gott befohlen. Weiter kann ich nichts sagen, auch nichts verlangen.

Der Graf sah die Gräfin an und diese dem Grafen. Dann sagte er zu seinem Kammerdiener: holt einmal meine Geldschatulle und mein Schreibzeug aus dem Wagen. Der Kammerdiener brachte es, und der Graf zählte den ganzen Tisch voll Goldstücke und sagte zu dem Bauer: Da, ehrlicher, aber unglücklicher Mann, da habt ihr fürs erste fünfhundert Thaler, und nun will ich auch an den Herrn in eurem Orte, welcher mein Vetter ist, schreiben, daß er euch auf zwei Jahre von allen Abgaben befreie.

Der Bauer stand ganz starr und steif, und konnte fast kein Wort sagen. Endlich fing er an: Herr Gott! das ist zu viel; das kann ich nicht nehmen. Was sollte ich mit alle dem Gelde machen? Da dächten die Leute wohl, ich hätte es gestohlen. Ach gnädiger Herr! wollten Sie mir so viel geben, daß ich wieder eine Kuh kaufen könnte, so wäre ich wohl zufrieden. — Die sollt ihr auch haben, antwortete der Graf, und noch mehr dazu, sobald ich nach Hause komme; aber dies müßt ihr außerdem nehmen. Ihr verdient noch mehr mit eurer Ehr-

lich.

lichkeit: Greife nur sicher zu, nehmt es getrost hin; es ist euer.

Der Bauer stand noch immer, zitterte und bebte. Endlich sagte er: Gott! ich habe es dir befohlen! aber nehmen wollte er es doch nicht. Die Gräfin trat hinzu, schüttete das Geld in einen ledernen Beutel, und nähete es selbst in seinen Futtersack. Der Graf aber hing ihm solchen über die Schulter und sagte: Nun in Gottes Namen fort! Meine Jäger sollen euch nach Hause bringen. Morgen wird es sich schon besser bauen lassen.

Man kann sich leicht vorstellen, wie dankbar der gute Mann von dem Grafen und der Gräfin Abschied nahm. Unterweges sprach er für sich oft die Worte, die er gesungen hatte, als er das Kästchen fand: Gott! du bist noch heut so reich, als du gewesen ewiglich. Als er zu seinem Wagen kam, so wollte er die Jäger des Grafen fortschicken; aber diese sagten: wir haben Ordre, euch bis zu eurem gnädigen Herrn zu begleiten. Und so ging es denn gerade nach dem Schlosse.

Der Herr des Orts wunderte sich, wo seines Vetter's Leute noch so spät herkämen. Nachdem er aber den Brief gelesen hatte, den ihm der Bauer überreichte, so sagte er: Aha! so ist das, mein guter Mann! Ihr habt einen guten Fund gethan. Aber mein Vetter hat es nicht gut gemacht. Zwey Jahre von Abgaben frey! das ist etwas recht's! Ihr sollt zehn Jahre frey seyn. Aber das ist nicht genug. Wie wäre es, wenn ich euch das Holz zu eurem Häuschen aus meinem Forste fahren ließe? — Ach Gott! sagte der Bauer immer und konnte sich nicht besinnen, wo er war. O gnädiger Herr! sagte er endlich, der Herr Graf hat mir fünfhundert Thaler gegeben; hier sind sie in meinem Futtersack. Heben Sie es mir doch auf, bis ich es brauche, es möchte mir gestohlen werden. Dies that der Herr.

Nun ging der Bauer nach Hause, konnte aber die ganze Nacht nicht schlafen; er dachte immer daran, wie wunderbar ihm Gott aus der Noth geholfen hätte. Sein Bau ging nun gut von statten, weil er Geld hatte. An die versprochenen Kühe dachte er nicht einmal wieder. Ohngefähr nach einem Vierteljahre, da die Ställe wieder aufgebaut waren, kam ein schwer beladener Wagen vor seine Thüre und zwey schöne Kühe hinter drein. Der Verwalter des Grafen war dabey. Er fragte nach dem ehrlichen Bauer, und als er ihn sah, sagte er: ihr denkt wohl, unser Graf habe die Kuh vergessen. Hier sind zwey. Sie konnten doch nicht eher kommen, bis die Ställe fertig waren. Und alles auf dem Wagen ist euer; laßt nur abladen.

Da war Handgeräthe, Speck, Schinken und andere Lebensmittel, Saatkorn und hunderterley Gutes auf dem Wagen. Da verstummte der gute Mann abermals, und wußte nicht, was er sagen sollte, und wie er seine Dankbarkeit gegen den Grafen und gegen Gott beweisen sollte.

Aber nun kommt noch das Beste, was dem guten Bauer am meisten zur Ehre gereicht, daß er nämlich sehr schönlich war mit seinem Feinde, ihm nicht nur von Herzen verzeihe, sondern ihm auch Gutes erzeigte. Dieser konnte nirgends bleiben; denn niemand gab ihm Aufenthalt, weil man ihn für den Nordbrenner hielt. Krank und elend kroch er herum von einer Thüre zur andern und bettelte. Endlich kam er auch einmal vor des guten Mannes Thüre. Als dieser ihn sah, jammerte es ihn und er sagte: Ach Gott! seyd ihr es, Nachbar? kommt herein, ich will euch alles vergeben, alles vergessen. So deinen Feind hungert, so speise ihn. Da setzt euch hin und esset etwas.

Diese Güte rührte den Bösewicht so sehr, daß er auf die Knie fiel, alles gestand und herzliche Besserung versprach. Wollt ihr das halten? sagte der andere, so behalte ich euch in meinem Probe; ich brauche doch jetzt Hülfe. Dieses that er, und der böse Nachbar besserte sich, arbeitete fleißig und ward ein guter Mensch. Der gute Mann freute sich herzlich über die Besserung seines Feindes, und sagte hernach oft zu ihm, wie Joseph zu seinen Brüdern: Ihr gedachtet es böse mit mir zu machen, aber Gott gedachte es gut zu machen.